

D's Amtsgricht vo Waschliwil

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 49

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648225>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kurz nach meiner Ankunft aber entpuppte sich unser Manahan als mein richtiggehender Gegenpart. Er mochte wohl den schmachtenden Blicken, die zwischen uns zwei verliebten Dingen fürsteten, mehr als notwendig Beachtung geschenkt haben und war so oder so von seinem eisapfigen Junggesellenthrone herabgestiegen.

Eine ganze Weile lang war ich mir dessen nicht bewußt. Ja — ich wähnte sogar, in der Gunstaurora meines Prinzipals zu stehen, wie kein Sterblicher vor mir gestanden hatte, und ganz besonders, nachdem er ein- oder zweimal, als ich sein Tintenfaß vorsichtigst füllte, mir unter der Hornbrille hervor gar väterliche Blicke zugeworfen hatte.

Ich war der Ausnahme, allhier so fest im Sattel zu sitzen wie der in Erz gegossene General Steuben, der mir von meinen Parkspaziergängen bekannt war.

Ja, ich war meiner Sache so sicher, daß ich, kaum ein paar Wochen im Geschäft, beschloß, einen Sonntagnachmittag meinen Kollegen von Zeitungshändlern zu widmen, mit ihnen die Friedensspeise zu rauchen und sie zu einem frugalen Essen zu traktieren. Diese Idee kam mir wohl hauptsächlich deshalb, weil ich in meinem, mir am Vorabend des Eintrittes bei Manahan mit den letzten Dollars gekauften Anzug, den Businessmann und als solcher den kommenden Mann markieren wollte, den, der da aus den Reihen und über die Reihen gekommen ist, der mehr Zeug zu Höherem besaß, als ein ganzes Schod von Stelzfüßigen, budligen Zeitungsausschreibern.

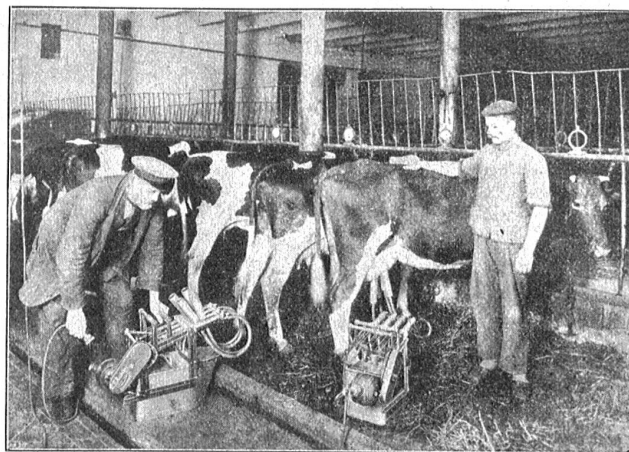
Als dann an einem Sonntag meine Fee mit ihren Eltern, denen sie mich übrigens mit der Zeit zu präsentieren gedachte, zu einer Neuengland-Tante nach der Bohnenstadt Boston verreiste, hielt ich den großen Augenblick, meinen Plan zu verwirklichen, gekommen.

Ich bestellte Budel und Stelzfuß mit einem pazifistischen Schreiben nach einer etwas untergründig und abgründig gelegenen Speisewirtschaft „Zur Bratwurstglocke“.

Zur bestimmten Stunde stetzte und budelte es denn auch wirklich in die Gaststube, die ich bereits mit Beschlag belegt hatte, hinein. Der Stelzende gab mir vor lauter Freude über das Wiedersehen beinahe Hand und Stelzfuß in einem — ich war der Brooklynbrücke nämlich seit meiner Beförderung etwas hochnasig ausgewichen, um den Eindruck, den ich auf die Gentlemen machen sollte, um so plötzlicher und vollständiger zu gestalten — und der Budlige klappte in sich zusammen wie ein Taschenmesser, so daß nichts mehr als das Rückengebirge von ihm zu sehen war, das er durch geschickte Stopfungsmanipulationen abzuflachen gesucht hatte, und er war gerührt wie ein Vergißmeinnicht.

Nachdem meine Respektsperson gebührend gemustert worden war, klopfte mir Jonathan, wie der mit dem angeschallten Holzbein hieß, väterlich auf die Schulter: „So ist's recht, mein Sohn! So ist's recht! Bist gewiß schon erster Adjunkt deines Vorgesetzten geworden?“ — Lächelnd wehrte ich ab. „So schnell geht es denn doch nicht, Bruder Jonathan, aber zweiter Adjunkt, ja, das werde ich schon sein!“ erwiderte ich mit unendlicher Herablassung. „Beim heiligen Simplicissimus!“ sekundierte der Budlige — „und so ein Kerl hat Zeitungen verkauft!“

In meiner erhabenen Selbstgefälligkeit kam ich mir vor wie ein ausgewachsener Wollenträger. Und als der Bratwurstglockenwirt den Lammbraten herumreichte, hatte ich meinen zwei Bewunderern bereits eine ganze Stadt von Wollenträgern aufgebunden. Ich entwickelte Ideen, die mit ihren illusorischen Köpfen das Himmelsgewölbe einstießen, die die Milchstraße zum letzten Tropfen ausmelkten; ich erzählte ihnen von Benjamin Franklin, der als blutarmer Junge von Neuengland nach Philadelphia wanderte wie ich, der ich schon viele Jahre unterwegs war zum Glücke, wie es sich unser Franklin geschmiedet hatte in jenem Philadelphia, wofür er vom Buchdruckerlehrling zum Erfinder, der den Blitz auffing, zum größten Staatsmann vorschritt, den die



Melken mit Maschi-nen.
Ein Kuhstall, in dem die Melkmaschinen zur Anwendung gelangen.

Sternenbannerunion ihr eigen nennt; Benjamin Franklin, dem sie vor dem Pressepalast neben der Brooklyn Bridge ein Monument errichtet hatten, und der einst so kirchenmausarm war wie ich, der Zeitungsverkäufer.

Und als wir beim Dessert angelangt waren, hielt ich mich selbst für das besagte Monument. Ueberlebensgroß, wie aus Granit gehauen, mächtig und ragend kam ich mir vor in meiner Berufung zu Höherem. Alle Welt war zur Stimme von Mazedonien geworden. Die zwei Gäste aber legten Kranz um Kranz um das Denkmal, und einer war blühender und buschiger und duftiger als der andere. Und als ich zum Schluß gar eine Flasche „Berncastledoctor“ aus dem Wirtsteller kredenzen ließ, fuhren sie gleich ganze Wagons mit Ruhmeskränzen heran, so daß das Denkmal wachsen und wachsen mußte bis zum Mond hinauf, um nicht in dem Wald von Blumen zu ersticken. Und wirklich — es wuchs so fabelhaft, daß Bruder Jonathan glaubte, den Stelzfuß abschnallen zu müssen, um es zu stützen und vor jämmerlichem Zusammenbruch zu retten. Selbst dem Budligen war kein Opfer groß genug und er hätte bereitwilligst seinen Budel darangewagt, um ihn der drohenden Katastrophe entgegenzustemmen, wenn es etwas genügt hätte.

Als unser Benjamin Franklin wieder wie ein gewöhnlicher Sterblicher zu fühlen begann, lag er in seiner Dachstube, und es war aus Abend und Morgen ein anderer Tag geworden, ein Tag, an dem er wieder auf das Bureau mußte, um dort die Tintengefäße des Seniorchefs Manahan und seines Generalstabes zu füllen.

Aber was Alltag, was Tintenfaß! Sie Welsen, Sie Schibellinen! Schwamm doch der Vudentopf Maggie Russels als schimmernde Wolke über meinem Leben, das ein Himmel war, in dem die Sterne ihrer Augen ihr blauestes Vergißmeinnichtgebet beteten. (Schluß folgt.)

D's Amtsricht vo Waschlwil.

Der Heimatschutz Spielverein hat mit Fritz Mosers Lustspiel einen richtiggehenden Schlager gewonnen; selten noch hörte man so lebhaft und interessiert über ein Stück ihres Repertoires diskutieren wie in den letzten Wochen. „Ein Stück, das man gesehen haben muß“ — so lautete, kurz gefaßt, das Urteil. Nicht immer läßt dieses Urteil auf die künstlerische Qualität des betroffenen Bühnenwerkes schließen. Hier aber muß man doch der „Volksstimme“ Beachtung schenken; denn das Publikum des Berner Heimatschutztheaters ist ganz naturgemäß kritischer eingestellt als — sagen wir einmal das des Operntentheaters, und wenn es fünfmal den SchänzliSaal füllt, so stehen gewisse auf dem Gebiet der Ästhetik liegende Gründe dahinter. Und zwar müssen sie sowohl im Stück selber, wie in den Leistungen

der Spielenden gesucht werden. Diese Gründe aufzudecken, soll in den nachstehenden Zeilen versucht werden.

Fritz Moser hat — dies sei zunächst festgestellt — einen glücklichen Griff getan in den Zettellasten, wo die Lustspiel-



„Ds Amtsgricht vo Waschliwil“. — I. Aufzug, I. Szene.

motive liegen. Und zwar die bewährten und ausprobierten. Shakespeare hat das auch so gemacht — wobei ich nicht sagen will, Fritz Moser sei in Shakespeares Fußstapfen gewandelt. Aber es ist eben so: die guten Lustspielmotive sind uralt und ewig jung, und jeder Dichter — auch ein Heimatschutz-Dichter — muß auf sie zurückgreifen. Immer behandeln sie menschliche Schwächen und zwar so, daß der Zuschauer sich gereinigt und gerechtfertigt fühlt. Gereinigt, weil der Held des Lustspiels doch ein übertrieben dummer oder schlechter Kerl oder beides zugleich ist; man hat ja auch seine Schwächen und denkt und tut nicht immer, wie man sollte; aber so dumm und schlecht wie dieser Josias Schmuß und dieser Gottlieb Gottfried Krähenbühl — nein, so ist man gottlob nicht. Gerechtfertigt sieht sich der Zuschauer darin, daß gut doch eben gut und böse böse ist und bleiben muß, wenn die Welt nicht auf den Kopf gestellt werden soll.

Die Welt des Lustspiels ist die des behaglichen Bejahers; Probleme, Philosophie — sie sind dem Genuß nicht beförmlich. Freilich muß von den wahren Dingen des Lebens, von dem was außerhalb des philisterlichen Behagens liegt, auch etwas ins Lustspiel hineinbliden, wenn es den Wissenden nicht langweilen und verstimmen soll. Es muß gleichsam bei jedem Türöffnen von draußen die kalte Wintersturmnacht die eisigen Flocken hineinwehen in die allzu behagliche Stube, damit man sich des Glückes bewußt wird, so an der Wärme zu sitzen und auf das kalte Nachhausegehen sich innerlich vorbereiten kann. Das Lustspiel darf der Satire und der Ironie nicht entbehren; oder besser ausgedrückt: es muß Geist haben.

Mosers Stück hat Geist. Es ist nicht bloß eine geschickte Zusammenstopplung von gelungenen Situationen und von Witz. Sein Amtsgricht vo Waschliwil ist eine Zusammenfassung typischer Charakter- und Lebenserscheinungen, etwas, das an Geldwyla gemahnt. Viel „Menschliches — Allzumenschliches“ ist hier zusammengetragen; übertrieben viel: welch ein Amtsgericht im Kanton Bern dürfte je einen solchen Charlatan und Schuft von Präsidenten und einen solchen Windhund und Schleichjäger von Gerichtschreiber gesehen haben? Aber es ist das gute Recht des Lustspiel dichters zu übertreiben; er muß übertreiben mit

Rücksicht auf die Zuschauer, die sich sonst porträtiert sehen könnten und dabei nicht zum ungetrübten Genuße kämen.

Das Übertreiben gehört zum Stil. Und der Stil gehört zum Geist des Stückes. Es gibt gewisse Höhepunkte im „Amtsgricht vo Waschliwil“, die gerade durch die Komik der Übertreibung unvergänglich bleiben: Im 6. Auftritt des 1. Aktes steht Josias Schmuß vor dem Spiegel und läßt sich von Krähenbühl mit dem Rasierspiegel die ominöse Gläke zeigen, die dem alten Schürzenjäger, der jetzt ehrlich auf der Pirsch ist nach einem reichen Mädchen, zum Bewußtsein ruft, daß es knapp vor Torischluß ist mit ihm. Köstlich dieses Auf und Ab von Hoffen und Verzicht. „Präsident (vor dem Spiegel): Dä donneresch Gläke do (im Haar). Sünsch giengs no. Rüt vo Gläke? Rächt einisch der Rasierspiegel, Chrähebühl. O — o! dert schynt es düre! U da — o wettsch! I Jennys Zytyg isch öppis aprise gäge Chräjesfüek — das mueß me de la cho! — Krähenbühl (ihn stets eifrig bespiegelnd): Oh — der Herr Präsident het gäng no finer Qualitäre. — Präsident: Si chönnte schlächter sy. Und de het me doch sünsch o anger Chance als so ne junge Spränzeli; mi isch e bstandene Ma — mi het Erfahrig — mi het sis Savoir vivre — mi cha-ne Karriere-n-i ds Träffe füehre, mi cha — o verfluecht! — Krähenbühl: Was isch, Herr Präsident? — Präsident: Mir überchöme Buuch — Chrähebühl! Pfi Tüfel, das mueß wider wäg; es mueß wider gritte sy, morgeds u-n-abeds e tolli Stredi....“ Ist köstlicher die Eitelkeit eines Mannes und die Angst vor der Unzulänglichkeit je persifliert worden?

Im II. Akt will Hans, der erfolgreiche Liebhaber, seine Theresje nach Amerika entführen. Alles ist hier gipfelfast: die Naivität der Jungen, eingeschlossen den Theologen Rettenmund, der der Liebesentwicklung auf so köstlich ungeschickte Art nachhelfen will. Dann die Herrschaftschöchin mit ihren nachtdunkeln Suppenhühnern und ihrer moralischen Entrüstung: „No eine zuere-n-ide? Bi üs geit's afe bal wie ime-ne hölzige Himmel!“ Dann der verliebte Gerichtschreiber mit seinen Schnepfenjagd-Plänen hinter dem einen Vorhang, die Tante Euphrosine mit ihrem verwundeten Stacheldraht-Herzen hinter dem andern Vorhang; der in die Falle gejagte und enttäuschte Präsident; die jammernde Theresje, der wütende Hans, der schnarchende Binggeli — die ganze unmögliche Konfusion dieser Handlung, bei der kein Pfiffikus mehr drüber kommt, das alles ist so hinreißend urkomisch, daß man noch wochenlang nachkosten kann.

Der Gipfel des Gipfels der Komik — ein wahrer Goldfund für ein Theaterstück — ist dieses zweiseitige Amtspult mit den beiden Rivalen auf den hohen Drehstühlen droben. Während der gleich seinem Amtsbruder Adam im „Zerbrochenen Krug“ in die Enge geratene Gerichtspräsident sich immer mehr in das Netz seiner Lügen verstrickt, laviert, manöviert, gestikuliert, bald der Substitut gegen den Gerichtschreiber, bald diesen wieder gegen jenen ausspielt — Unwahrscheinlichkeiten häufen sich auf Unwahrscheinlichkeiten — wogt — buchstäblich — im Hintergrund der Kampf der beiden feindlichen Drehstuhlhelden auf und ab: eine Szene zum Bersten.

Mosers Stück brodeln nur so von Komik; oft kocht es über; einiges könnte zum Nutzen des künstlerischen Eindrucks noch unterdrückt werden (der Taubendreck, die Verlobung Binggelis u.). Der Verfasser ist ganz auf die shakespeareisch derbe Komik eingestellt (man verzeihe wieder den vergleichenden Seitenblick). Das Berndeutsch, das er meisterlich handhabt, kommt ihm aber in dieser Hinsicht auch ganz besonders entgegen mit seinem Reichtum an Bonmots und Wortwitz. Moser versteht es auch trefflich, mit der Sprache die Charaktere zu untermalen: die Hohlheit des liberalen Politikers schlimmsten Observanz drapiert sich mit einem aufgeblasenen Amtsstil; sein Gamulus Krähenbühl und der Substitut platzen im gleichen Schlammwasser, nur etwas gröber und dummer; urhig fährt die Herrschaftschöchin Lisebeth ins Zeug, während der Theolog in seinem Deutsch

den Stil der Berner Akademie von 1834 — oder war sie damals schon Hochschule? köstlich widerspiegelt.

Moser hat mit großer Kunst seinem Lustspiel ein Lokal- und Zeitkolorit gegeben. Dies ist auch ein schönes Stück von dem Geist, von dem ich oben gesprochen. Der junge schweizerische Liberalismus der Dreißiger Jahre trägt, mit dem skeptischen Perspektiv unserer Tage geschaut, zweifellos etwas von der Lächerlichkeit an sich, die ihm Moser anhängt. Man muß wohl beachten: in Walschwil war der Liberalismus und Rationalismus zweiter und dritter Hand, so wie ihn Gotthelf schaute. Ein glückliches Gegengewicht hat der Verfasser in dem schwachgeistigen Positivismus des jungen Kandidaten geschaffen. Das Bösemische ist hier glücklich ausbalanciert.

Solch ein gut fundiertes Stück bot wieder den mitschaffenden Künstlern, die sich um die Aufführung verdient machten, die nötige stoffliche und geistige Weite.

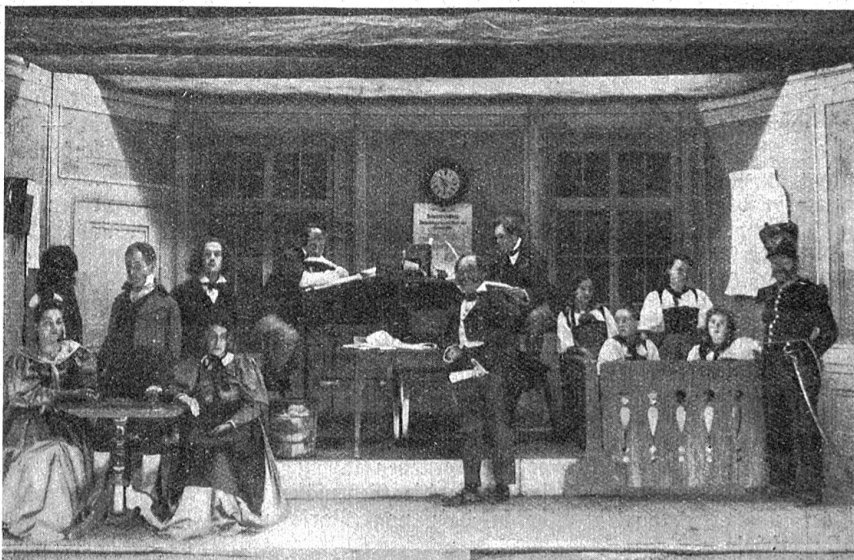
Rudolf Mürger ist gerade mit der bernischen Biedermeierzeit wie kein zweiter vertraut (man denke an seine Rößli-garten- und von Tavel-Illustrationen). Er schuf diesmal wahre kleine Kunstwerke: so im Halboffizier und Halbbeamten Schmuß, im Theologen Rettemund, im Jungen Hans, im Dämchen Therese; aber am besten geraten sind ihm der Substitut und der Landjägerplanton. Stilrein gab sich das Empire-Gartensalöndchen im II. Akt, unanfechtbar echt war die Schloßkanzlei im letzten Aufzug.

Die Regie leistete vollwertige Arbeit. Leicht war sie keineswegs bei diesem Stücke.

Hervorragend gut war die Darstellung. Man ist sich zwar beim Berner Heimatschutztheater nicht anders gewöhnt. Es hat den Vorteil vor vielen andern Dilettantenbühnen voraus, einen Stod trefflich begabter langjähriger Darsteller zu besitzen, die jeder Aufführung den gehobenen Stil sichern und auf die Mitspieler die nötige Aneiferung weitergeben. Da muß der Träger der Gerichtsschreiber-Rolle vor allen genannt werden. Herr B. ist heute so sicher auf den Brettern, wie irgend ein Routinier des Berufs-theaters; in Maske, Bewegung, Geste und Sprache ein Komiker erster Güte. Der schlaue, verschlagene Intrigant gelangt ihm meisterlich. Seine Gegenpielerin, die Rolle der Köchin, war auch eine Charakterdarstellung aus einem Guß, ganz aus Eigenem geschöpft, ohne Uebergänge und Lücken zwischen Spiel und Leben. Der Präsident ließ in der ersten Aufführung eine gewisse Unsicherheit merken; er mag sie in den folgenden verloren haben. Die Rolle war zweifellos die schwerste, da es auch dem Dichter nicht restlos gelungen ist, aus diesem Molluskel von Grundsätzen eine runde Persönlichkeit zu schaffen. Wieder köstlich einheitlich, in der äußeren und inneren Erscheinung geradezu bildhaft wirkte das Biedermeier Pärchen. Eine ganz vorzügliche Gestalt war der Substitut: ganz hunde-depot, ganz verprügelte Knechtenseele, psychologisch echt bis auf die roten Haare und die schielenden Augen. Wieder eine Figur von überwältigender Komik der Landjäger: übelhörig, dumm-gutmütig, Schnapsliebhaber, schlaffüchtig.

Tante Euphrosine war die essigherbe alte Jungfer, wie sie im Buche steht; etwas zu gallisch-bitter vielleicht; ich hätte ihr etwas mehr Süße und Sentimentalität gewünscht; sie stand zu sehr über der Sache. Vortrefflich in Stimme und Maske wieder der Kandidat, ganz Typus, ganz Einheit.

Die Heimatschutztheater-Leute verdienen das Lob, das man von allen Seiten über ihr Spiel hört. Man wird einst — wenn die Zeit zum Rückblick und Ueberblicken gekommen ist — feststellen, daß ihre ernste Arbeit die Voraussetzung war zu dem erfreulichen Aufstieg, den unsere natio-



„Das Amtsgericht von Walschwil“. — Gerichtsszene des letzten Aktes.

nale Bühne genommen hat. Die vielen guten Heimatschutzstücke, die wir jetzt schon besitzen, sind eine Verheißung dazu und Mosers „Amtsgericht von Walschwil“ wird in der Bilanz ein wertvoller Akzessionsposten sein.

H. B.

Aus der politischen Woche.

Mißtrauen.

Mitte Dezember soll in Genf unter dem Voritze Dr. Stresemanns der Völkerbundsrat tagen. Nie weniger als heute scheinen die Bedingungen für eine erspriessliche gemeinschaftliche Tagung der ehemaligen Feinde gegeben zu sein. Das alte Mißtrauen reckt sich wieder als siebenköpfige Hydra über den grünen Tisch der Diplomaten empor; schlägt ihr ein Friedensherkules den einen Kopf ab, flux wachsen zwei neue nach. Heute ist es die

Militärkontrolle,

die Deutschland durch den Artikel 213 des Versailler Vertrages auferlegt wurde und nun in Auswirkung der Locarno-Verträge und der Versprechungen von Thoiry verschwinden sollte, aber nicht, ohne Erregung zu verursachen, verschwinden kann. Bis heute wurde die Militärkontrolle durch eine der alliierten Botschafterkonferenz verantwortlichen Kommission ausgeübt. Der Artikel 213 sieht vor, daß diese alliierte Kontrolle durch die Kontrolle des Völkerbundes ersetzt werden solle, wenn Deutschland seinen Abrüstungsverpflichtungen Genüge geleistet habe.

Nun haperte es aber alle die Jahre hindurch immer mit der Ausführung der Deutschland auferlegten Abrüstungspflichten. Der letzte Bericht der Kontrollkommission beanstandet noch die Festungen an der Ostgrenze nebst einigen organisatorischen Einrichtungen in der Reichswehr. Trotzdem wären die Alliierten, unter der Führung Englands, bereit, die Kontrolle dem Völkerbund zu übergeben. Sie stellen aber vier Bedingungen auf: 1. Unterordnung des Chefs der Heeresleitung unter die Autorität des Reichswehrministers; 2. Regelung der Rekrutierungsfrage; 3. Kontrolle des Exports von Waffen und Munition; 4. Zerstörung der Befestigungen an der Ostgrenze Deutschlands.

Diesen Forderungen des Memorandums der Alliierten steht immer noch die schroffe Haltung der deutschen Regierung, die von der gesamten deutschen Öffentlichkeit energig unterstützt wird, entgegen. Im Reichstag erklärte Dr. Stresemann, sekundiert von sozusagen allen Parteiführern — bemerkenswert ist das ganz entschiedene Nein des mäßig und versöhnlich denkenden Dr. Wirth gegen die Weiter-